Farbenspiele des Lebens.

Roman von F. Leoni.

(12. Fortsetzung.)

So täuschte er sich denn mit allerlei angeblichen „Vernunftgründen" über die zuweilen in ihm aufsteigenden Bedenken hinweg, redete sich ein, daß er nie die Herrschaft über sich selbst verlieren und nie vergessen würde, was er der Ehre seines Hauses schuldig sei, und fuhr fort, sich in dem Glanz von Hildas Augen zu sonnen und sich ihrer Gegenwart zu freuen. Weshalb sollte er sich denn eigentlich auch nicht diese kleine Schwärmerei gestatten? dachte er in seinem leichten Charakter, der stets dazu neigte, für das eigene genuß- und selbstsüchtige Thun Entschuldigungsgründe herauszufinden.

Hilda gelang es nach und nach, sich mit der Freifrau auf besseren Fuß zu stellen. Ihr heller Verstand ließ sie die schwachen Seiten derselben erkennen und schonen und sie wußte sich ihr allmählich ganz unentbehrlich zu machen. Da Frau von Nottinghausen niemals bemerkt hatte, daß Hilda gegen ihren Gemahl liebenswürdiger war als gegen die anderen Herren, die in's Haus kamen, und sie es übrigens sich auch nicht vorstellen konnte, daß ihre bürgerliche Gesellschafterin, die im abhängigen Verhältniß im Hause lebte und jeden Augenblick entlassen werden konnte, es wagen würde, die Augen zu dem hochgeborenen Herrn des Hauses zu erheben, so konnte sie dieser nicht wohl zürnen, solange sie sich in ihrem Betragen nichts vergab. Ihr Unwille richtete sich daher nur gegen den Freiherrn, der in Fräulein Hertel eine ihm ebenbürtige Dame zu sehen schien und sich ihrer Meinung nach viel zu viel mit dem jungen Mädchen beschäftigte. Sie befürchtete ernstlich, daß Hilda dadurch der Kopf verdreht werden könnte, und fand es daher für nöthig, dieselbe in Gegenwart ihres Gemahls oft etwas abfällig zu behandeln, um ihr „den Standpunkt klar zu machen" und dem Freiherrn an die Hand zu geben, wie er sich dem Fräulein gegenüber zu stellen habe. Daß sie damit nur Oel in's Feuer goß, ahnte die gute Seele freilich nicht. Hilda, die solche kleine Manöver wohl durchschaute, konnte sich oft nur mit Mühe des Lächelns enthalten.

Sie trat dem Freiherrn von Nottinghausen stets mit Unbefangenheit entgegen und war selbst von jeher zu sehr an die Aufmerksamkeiten der Herren gewöhnt gewesen, um in dem Betragen des Freiherrn etwas Auffälliges zu finden. Allmählich war sie, wenn Besuch im Hause war, der Mittelpunkt der Gesellschaft geworden, und als die Weihnachtszeit kam, in der es im Hause auf Wunsch des Freiherrn einige festliche Veranstaltungen gab, entzückte sie Jung und Alt durch ihre anmuthige Frische und schalkhafte Munterkeit, mit der sie Gesellschaftsspiele arrangirte und für das Vergnügen der Gäste sorgte.

Hilda war jetzt, nachdem der einigermaßen schwierige Anfang überwunden, ganz gern in Lindheim und fühlte sich hier viel wohler als bei den Rechenbergs in Sachsen. Das Leben im reichen, vornehmen Hause sagte ihr zu und sie hatte keine anstrengenden Pflichten zu erfüllen. So hatte sie denn auch einiges von ihrer früheren Lebhaftigkeit wiedergewonnen und blickte hoffnungsvoller als früher in die Zukunft. Einmal würde es sich ja doch vielleicht fügen, daß Waldemar Lingen wieder in die Gegend kam, und bis dahin wollte sie das keusche Geheimniß ihrer Seele hüten und nie Jemand in ihr Herz blicken lassen. Sie trug einen Talisman in der Brust, der veredelnd auf ihr ganzes inneres Sein wirkte und sie davor bewahrte, sich leichtfertigem Kokettiren mit Anderen hinzugeben, zu dem sie, wenn sie nur gewollt hätte, Gelegenheit genug hätte finden können.

Goswin von Nottinghausen hatte oft Empfindungen der Eifersucht, wenn er sah, wie sich die Herren seiner Bekanntschaft um die Gesellschafterin seiner Frau drängten oder wenn er im Billardzimmer die gelegentlichen Bemerkungen über sie hörte.

„Beinahe hübsch genug zum sofortigen Heirathen," hatte noch neulich der Leutnant Thüngen geäußert, indem er sein schwarzes Schnurrbärtchen drehte und mit den Augen ganz pfiffig zwinkerte. Der Freiherr hatte ihm darauf, seine Gastfreundschaft außer Acht lassend, einen wüthenden Blick zugeworfen, so daß dem tapferen Sohne des Mars beinahe ein „Donnerwetter!" von den Lippen gefahren wäre.

Achtzehntes Kapitel.

Als das neue Jahr begonnen hatte, meldete sich die alte Freifrau von Nottinghausen aus München zu einem Besuche auf Lindheim an. Sie war bereits zu Weihnachten erwartet worden, hatte aber ihre Reise, einer Erkältung halber, aufschieben müssen. Der Grund davon, daß die alte Dame sich im Winter zu einer so weiten Fahrt entschloß, war der gewesen, daß sie den Briefen ihrer Schwiegertochter Einiges entnommen hatte, was sie beunruhigte. Zwar äußerte sich Frau Martha recht anerkennend über ihre neue Gesellschafterin, doch ließ sie hin und wieder eine Bemerkung einflechten, die zur Folge hatte, daß ihre Schwiegermutter in ihren Vermuthungen über den Stand der Dinge nicht sehr weit von der Wahrheit abwich.

Diese machte sich daher, sobald es sich mit Erlaubniß ihres Arztes thun ließ, auf den Weg nach Lindheim, um dort „nach dem Rechten" zu sehen, und langte eines Tages mit ihrer Kammerjungfer (ihre Mittel gestatteten ihr jetzt diese standesgemäße Bedienung) auf dem Gute an, von ihrer Schwiegertochter mit großer Freude, von ihrem Sohne indessen mit einiger Zurückhaltung empfangen.

Die klugen, scharfblickenden Augen der alten Dame entdeckten schon in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes die Wolke, die über dem Hause schwebte und den Insassen desselben gefährlich zu werden drohte. Aber sie äußerte noch nichts darüber und verhielt sich abwartend, nahm sich indessen im Stillen vor, alles genau zu beobachten und erst dann handelnd aufzutreten, wenn sie Gelegenheit gefunden, ihre Vermuthungen bestätigt zu sehen. Sie kannte die Welt und sie kannte auch das leicht entflammbare Herz ihres Sohnes, der, unbefriedigt wie er in seiner Ehe war, gewiß um so eher geneigt sein würde, sich in eine Liebelei mit der allerdings außerordentlich hübschen und anmuthigen Gesellschafterin einzulassen. Daß letztere dem Freiherrn keinen großen Widerstand leisten würde, glaubte sie mit Bestimmtheit voraussetzen zu können, obgleich sie sich eigentlich gestehen mußte, daß sie in Fräulein Hertels Betragen bis jetzt nichts bemerkt hatte, was sie zu diesem Glauben veranlassen konnte.

So vergingen zwei Wochen, in denen sich nichts Besonderes ereignete. Da fand eines Tages die alte Freifrau ihre Schwiegertochter in größter Aufregung.

Frau Martha war, was sie sonst kaum je zu thun pflegte, selbst in das Zimmer ihrer Gesellschafterin hinübergegangen, um diese über etwas zu befragen, weil ihre Kammerjungfer, die sie bei ähnlichen Anlässen zu Fräulein Hertel zu schicken pflegte, gerade nicht in der Nähe gewesen war. Sie hatte bei dieser Gelegenheit auf einem Tischchen am Fenster einen wunderschönen Strauß Nizzaer Theerosen und Veilchen gesehen, und da sie wußte, daß die Treibhäuser auf Lindheim zu dieser Jahreszeit einen solchen zu liefern nicht imstande waren, fragte sie das Fräulein mit etwas befremdeter Miene, woher sie die prachtvollen Blumen habe.

Hilda schien diese Frage peinlich zu berühren, denn ihre Wangen rötheten sich und sie zögerte ein wenig, bevor sie antwortete: „Der Freiherr hatte die Güte, mir gestern den Strauß aus der Stadt mitzubringen."

Wie von einer Viper gestochen, ließ die Freifrau die Blumen, nach denen sie gegriffen hatte, aus der Hand fallen. Der Athem versagte ihr fast und sie wurde kirschroth im Gesicht. „Unerhört!" rief sie aus und rauschte, mit ihrer Seidenschleppe majestätisch den Boden fegend, aus dem Zimmer, die Absicht vergessend, die sie dahin geführt hatte.

Hilda blieb tieferschrocken zurück. Sie machte sich bittere Vorwürfe darüber, daß sie die Blumen vom Freiherrn angenommen hatte. Er hatte sie ihr bei seiner Rückkehr aus der Stadt auf dem Korridor, wo sie ihm zufällig begegnete, überreicht und war so dringend geworden, als Hilda sie nicht hatte nehmen wollen, daß ihr nichts anderes übrig geblieben war, als seiner Bitte zu willfahren, wenn sie ihn nicht beleidigen wollte. Zudem hatte er geäußert, daß er für seine Frau, die sich aus Blumen nicht viel mache, und für seine Mutter andere Ueberraschungen mitgebracht habe.

So hatte denn auch das junge Mädchen zuletzt nichts Arges darin gefunden und sich an den Rosen erfreut, — war es doch schon lange her, daß Jemand sie in ähnlicher Weise bedacht hatte. Früher, als sie noch in ihres Vaters Hause in Berlin lebte, waren ja so viele herrliche Bouquets mit den Visitenkarten ihrer Tänzer für sie abgegeben worden und sie hatte sie oft achtlos beiseite geworfen, wenn ihr die Person des Gebers unsympathisch gewesen war — aber jetzt war es immerhin eine Seltenheit, wenn der Gouvernante oder der Gesellschafterin im fremden Hause ein solcher duftender Gruß gespendet wurde.

Hilda hatte aber nicht bedacht, daß das Stubenmädchen bei dem Aufräumen den Strauß gewahr werden und Vermuthungen über den Geber anstellen würde. Auch hatte sie am Abend nicht bemerkt, daß die Kammerjungfer der alten Gnädigen, aus dem Zimmer ihrer Herrin kommend, über den Gang mit Katzenschritten gehuscht war, gerade als der Freiherr ihr die Blumen überreichte. In der Gesindestube war denn auch das kleine Ereigniß genügend besprochen worden, und die alte Freifrau hatte durch ihre Zofe ebenfalls schon davon Kenntniß erhalten. Die kluge Dame hatte die Absicht, gegen ihre Schwiegertochter Stillschweigen darüber zu beobachten, wohl aber ihren Sohn auf das Unpassende seiner Handlungsweise aufmerksam zu machen.

Als sie jedoch in das Boudoir der jungen Frau trat, sah sie sofort, daß diese bereits von der Rosengabe ihres Gemahls wissen mußte. Frau Martha schüttete der Schwiegermama unter Thränen ihr Herz aus und gestand ihr, daß sie von Anfang an, wenn auch nicht gerade Grund zur Eifersucht, so doch Grund zu der Bemerkung gehabt habe, daß Goswin nicht den richtigen Ton gegen die Gesellschafterin seiner Frau gefunden und dieselbe durchaus nicht ihrer Stellung gemäß behandelt habe. Die Geschichte mit den Rosen jetzt wäre doch gar zu arg — so etwas könne sie nicht dulden. In ihrer Empörung redete sie sich in einen immer größeren Eifer hinein.

„Sie muß aus dem Hause, es geht nicht anders," rief sie, während sie ihr Battisttaschentuch zu einem Knäuel zusammenballte. „Ich glaube beinahe, Goswin ist imstande, mit dem hübschen Lärvchen hinter meinem Rücken eine Liebelei anzufangen."

Die alte Freifrau richtete sich stramm in die Höhe und sagte mit einem strengen Zug um den Mund: „Die Nottinghausens pflegen nicht zu vergessen, was sie der Ehre ihres Hauses schuldig sind."

Frau Martha, die unruhig im Zimmer hin- und hergegangen war, blieb jetzt vor ihrer Schwiegermutter stehen und schaute sie mit einem hilflosen Blick an.

„Ja, liebe Mama — Du begreifst aber doch, daß ich Fräulein Hertel unter solchen Umständen nicht im Hause behalten kann, so leid es mir auch thut, sie entbehren zu müssen. Ihre Gegenwart ist mir besonders dienlich, wenn Besuch kommt, den sie immer so gut zu unterhalten versteht."

„Man muß die Sache nicht vom Zaun brechen, mein liebes Kind," erwiderte die alte Dame würdevoll. „Wenn Du jetzt Fräulein Hertel plötzlich entläßest, so wird immerhin ein kleiner Skandal daraus entstehen, und ein solcher muß unter allen Umständen vermieden werden. Der Blumenstrauß allein giebt auch noch nicht genügenden Grund zu einer Entlassung. Daß Fräulein Hertel, welche, nebenbei gesagt, wirklich ganz ungewöhnlich hübsch und liebenswürdig ist, nicht mehr lange hier im Hause bleiben darf, ist auch mir völlig klar, aber wenn Du meinen Rath annehmen willst, so handle nicht übereilt."

„Was räthst Du mir denn — soll ich Goswin zur Rede stellen oder soll ich mit Fräulein Hertel sprechen?" fragte die junge Frau.

„Nichts von alle dem," antwortete die alte Dame, indem sie mit der feinen Hand über ihr stark ergrautes Haar strich und an den Bändern ihrer Spitzenhaube nestelte.

„Lasse Dir weder gegen Deinen Mann noch gegen die Gesellschafterin etwas merken, unterdrücke Deine Aufregung und überlasse mir die Sache. Sie ist in meinen Händen wohl aufgehoben und ich werde Mittel finden, das Verhältniß, welches unerquicklich zu werden droht, auf scheinbar ganz natürliche Weise zu lösen."

„Ich werde Dir außerordentlich dafür dankbar sein," sagte die junge Freifrau und ließ sich ganz erschöpft auf ein Ruhesofa nieder.

Am nächsten Morgen hatte der zur Poststation reitende Bote mehrere von der Hand der alten Freifrau geschriebene Briefe in seiner Ledertasche. Die alte Dame war eifrig am Schreibtisch beschäftigt gewesen und hatte einen Bogen Billetpapier nach dem anderen mit ihren schon etwas zittrigen Schriftzügen bedeckt. Sie schrieb nach München an einige Bekannte, die sie bat, sich nach einer bald anzutretenden Stelle für ein junges, äußerst hübsches Mädchen, mit feinen, gesellschaftlichen Talenten, das sie gern in einem guten Hause untergebracht wüßte, umzusehen.

Frau von Nottinghausen baute ihren Plan auf Fräulein Hertels Klugheit. Sie wollte zunächst das junge Mädchen mit großer Liebenswürdigkeit an sich fesseln und suchen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Dann wollte sie ihr die Sache vorstellen und sie dazu veranlassen, der Freifrau die Ruhe dadurch wiederzugeben, daß sie selbst das Verhältniß im Hause löste und nicht erst warte, bis unliebsame Scenen vorkämen. Für eine passende Stellung sollte gesorgt sein, so daß Fräulein Hertel sich keine Unruhe über ihre Zukunft zu machen brauchte.

Die alte Freifrau glaubte, schon jetzt das junge Mädchen so weit zu kennen, daß es bei ihr nur einer leichten Andeutung bedürfen würde, um ein verständnißvolles Entgegenkommen zu finden und um ihren Stolz wachzurufen, der die Demüthigung einer plötzlichen Entlassung nicht würde ertragen können. Vielleicht gelänge es ihr auch, ihren Sohn, um ihn aus dem Wege zu schaffen, dahin zu bringen, daß er eine kleine Reise mit seiner Frau unternähme — dann hätte sie gewonnenes Spiel und könnte die Sache in aller Stille in's Reine bringen. Es müßte sonderbar zugehen, wenn es ihr, deren diplomatisches Talent sich schon oft bewährt hatte, nicht auch gelingen sollte, diese kleine Gesellschafterin aus dem Wege zu räumen, wo sie ein Stein des Anstoßes für die freiherrliche Ehre und den Frieden des Hauses werden konnte, und sie dem Gesichtspunkt ihres Sohnes zu entrücken.

Hilda ahnte gar nicht, in welcher Weise über ihre Zukunft beschlossen wurde und welches Komplott gegen sie von den beiden hochgeborenen Damen angestiftet war. Sie war an dem bewußten Tage mit sehr peinlichen Gefühlen beim Theetisch erschienen und hatte sich dann höchlichst verwundert, die junge Freifrau so ruhig zu sehen, als ob nichts vorgefallen wäre. Ja, es schien ihr sogar, als ob sie heiterer und freundlicher war, als sie sonst zu sein pflegte. Auch die alte Dame war sehr liebenswürdig und das abendliche Beisammensein gestaltete sich viel angenehmer, als Hilda erwartet hatte.

Die folgenden Tage verliefen ohne weitere Zwischenfälle. Die junge Gesellschafterin wurde jetzt mehr als je in Anspruch genommen, da die alte Freifrau sich viel mit ihr beschäftigte und sie bat, sie auf ihren täglichen Spaziergängen zu begleiten. Dieselbe zeigte auch viele Güte und Theilnahme für Hilda und diese, die sich, allein wie sie stand, gern an die alte Dame anschloß, welche ihr immer als ein Typus der Vornehmheit und ruhigen Würde erschien, war es ganz zufrieden und benutzte jede Gelegenheit, um sich derselben gefällig zu erweisen.

Der Freiherr, der früher immer Zeit gefunden hatte, einige Augenblicke allein mit Hilda zu sein, da seine Gemahlin stets die Letzte war, die zur Mittagstafel im Speisesaale oder beim Theetisch erschien, sah jetzt immer, wenn er, wie es seine Gewohnheit war, zeitig eintrat, seine Frau Mama in der Fensternische sitzen, deren Gegenwart ihm einen kleinen Zwang auflegte, und so traf es sich nur äußerst selten, daß er mit dem jungen Mädchen eine ungestörte Unterhaltung führen konnte. Auch auf den Spaziergängen, bei denen er Hilda sonst öfters „zufällig" getroffen und ein Stück Wegs begleitet hatte, erschien sie jetzt nicht mehr allein, sondern in Begleitung der alten Dame. Alles dies störte ihn und ging ihm wider den Strich, so daß er anfing, mit einiger Ungeduld den Tag herbeizusehnen, an dem die Koffer seiner Frau Mama auf den Wagen geschnallt würden, der sie zur Eisenbahnstation zu bringen hätte. Die alte Dame ließ indessen nichts von einer baldigen Abreise verlauten, äußerte dagegen den Wunsch, das Frühjahr auf dem Lande bei ihren Kindern zu verbringen, was bei ihrer Schwiegertochter lebhaften Anklang fand.

Eines Tages erschien die junge Frau, die etwas leidend war, nicht beim Mittagessen, und als Frau von Nottinghausen die Aeltere nach aufgehobener Tafel mit ihrem Sohne vor dem Kamine saß, während die Gesellschafterin den Mocca in die feinen Meißener Schälchen goß, brachte sie das Gespräch auf die Gesundheit ihrer Schwiegertochter. Sie hatte am Morgen einige Briefe aus München erhalten, die ihr befriedigende Nachrichten brachten, und so hielt sie es jetzt an der Zeit, die Verhandlungen einzuleiten, die zu dem, von den beiden Damen erwünschten Ergebniß führen sollten.

„Ich finde Martha jetzt recht angegriffen und nervös. Meinst Du nicht auch, mein lieber Sohn?" begann sie, während sie mit dem goldenen Löffel in ihrer Tasse rührte.

„Nicht mehr als sonst," war die kurze Antwort des Freiherrn.

„Ich denke, es wäre ganz gut für sie, wenn sie eine kleine Abwechslung und Zerstreuung haben könnte. Derartiges pflegt auf solche Naturen, wie die ihre, sehr vortheilhaft einzuwirken," bemerkte die alte Freifrau.

„Sie kann ja öfters ausfahren und Besuche machen, wir haben ja so viel Nachbarschaft. Noch eine Tasse, wenn ich bitten darf, mein Fräulein."

„Das wäre, wie ich glaube, nicht das Richtige für sie," sagte die alte Dame, indem sie ihre klugen Augen auf den Sohn richtete, der anscheinend ganz vertieft darin war, der Gesellschafterin zuzuschauen, wie deren kleine weiße Hand ihm aus der Silberkanne das Gewünschte spendete.

„Es wäre sehr gut, wenn zunächst wieder einmal der Bonner Professor für sie zu Rathe gezogen würde und wenn Du darauf eine kleine Reise — etwa nach Nizza oder San-Remo mit ihr unternehmen wolltest," fuhr die Freifrau unbeirrt fort. „Das würde sie anregen und erheitern und bekanntlich ist so etwas die beste Kur für angegriffene Nerven. Nun, was sagst Du dazu, lieber Goswin?"

„Das ließe sich hören," erwiderte der Freiherr, dem die Idee einzuleuchten begann. Es konnte ja unter Umständen recht angenehm sein, sich in den Nizzaer Gesellschaftstrubel zu stürzen und auf der Reise und am fremden Ort ließe sich dann auch immer Gelegenheit finden, öfter mit Fräulein Hertel zusammen zu sein, welches Vergnügen ihm jetzt in Lindheim unter den obwaltenden Verhältnissen ganz gestört schien. Daß die Gesellschafterin mitreisen müßte, schien ihm über allen Zweifel erhaben — wie sollte wohl seine Frau ohne sie auskommen können?

„Wenn Martha selbst es wünscht und Du es für so sehr nöthig hältst, könnte man ja die Sache arrangiren. Nur thäte es mir sehr leid, liebe Mama, dadurch Deinen Aufenthalt bei uns abgekürzt zu sehen," fügte er mehr höflich als aufrichtig hinzu.

Goswin von Nottinghausen hatte sich aber verrechnet. Ein feines Lächeln umspielte die Lippen seiner Mutter und in ihren Augen zuckte es fast listig auf, als sie sagte:

„Das ließe sich umgehen, mein lieber Sohn. Ich bleibe ganz gern einige Wochen in stiller Zurückgezogenheit auf dem schönen Lindheim und genieße Fräulein Hertels Gesellschaft. Nicht wahr liebes Fräulein — Sie würden mir mit Vergnügen die einsamen Tage erheitern und wir wollten schon ganz gut mit einander auskommen?" fügte sie mit einem freundlichen Blick auf das junge Mädchen hinzu.

„Gewiß, gnädige Frau!" beeilte sich Hilda zu sagen.

Auf des Freiherrn Gesicht spiegelte sich ein großes Erstaunen ab, das allmählich in den Ausdruck des Aergers überging.

„Fräulein Hertel müßte selbstverständlich mitreisen, Martha könnte sie nicht entbehren," sagte er mit etwas rauher Stimme.

„Das würde wohl nicht nöthig sein," erwiderte die alte Freifrau mild. „Martha könnte ihre Kammerjungfer mitnehmen, das wäre viel zweckmäßiger, denn ohne Bedienung könnte sie ja doch nicht auskommen. Außerdem würde es die Reise auch sehr vertheuern, wenn Fräulein Hertel mit dabei wäre. Du thätest mir einen Gefallen, mein lieber Sohn, wenn Du die junge Dame zu meiner Gesellschaft hier ließest. Ich bin überzeugt, daß Martha nichts dagegen haben würde."

Der Freiherr warf die halb angerauchte Havana in den Kamin, räusperte sich und erhob sich aus seinem Schaukelstuhle. Eine düstere Falte lag zwischen seinen Brauen und er konnte den Ausdruck der Mißstimmung auf seinen Zügen nicht verbergen.

„Es ist auch noch die große Frage, ob ich gerade jetzt vom Gute fortkommen kann," warf er nachlässig hin. „Jedenfalls kann ich augenblicklich noch nichts darüber bestimmen."

Die alte Freifrau, die ihren Sohn sehr wohl durchschaute und ganz gut begriff, weswegen ihm der Reiseplan auf einmal nicht mehr in so angenehmem Lichte erschien, sagte mit Ruhe: „Ueberlege es Dir nur, lieber Goswin. Ich zweifle nicht, daß es sich einrichten lassen wird. Marthas Gesundheit geht ja allem Anderen vor."

Der Freiherr verließ stillschweigend das Zimmer. Seine Mutter schob ihre Strickarbeit in den Arbeitsbeutel und schickte sich an, auf ihr Zimmer zu gehen, um ein nachmittägliches Erholungsstündchen auf dem Sofa zu genießen. Sie durfte zufrieden mit sich sein. Der Pfeil war abgeschossen — und saß und sie hatte deren noch andere in ihrem Köcher.

Am anderen Tage, als Frau Martha, befreit von der bösen Migräne, wieder unter den Ihrigen erschien, wurde der Vorschlag der Mama von den beiden Damen gründlich in Erwägung gezogen und lebhaft besprochen. Die junge Frau erklärte sich sehr gern zu einer Reise bereit und war es sehr zufrieden, daß ihre Schwiegermutter während der Zeit auf dem Gute bleiben wollte.

„Man kann so viel ruhiger fortreisen," sagte sie, „wenn man weiß, daß daheim alles in Ordnung und unter Aufsicht bleibt. Fräulein Hertel wird auch gewiß dafür sorgen, daß Dir die Zeit nicht allzu lang wird."

Der Freiherr, der sich bisher schweigsam verhalten hatte, richtete jetzt einen prüfenden Blick auf seine Gemahlin und fragte: „Würdest Du denn nicht Deine Gesellschafterin sehr auf der Reise vermissen?"

„Durchaus nicht," gab Martha zur Antwort. „Du würdest sie mir wohl ersetzen, da Dich ja dann keine Geschäfte hindern dürften, Dich mehr Deiner Frau zu widmen," fügte sie nicht ohne einige Schärfe hinzu.

Ihr Gemahl biß sich auf die Lippen. „Sehr schmeichelhaft für mich," äußerte er. Es ahnte ihm, daß er gezwungen sein würde, den vereinten Wünschen seiner Frau und seiner Mutter nachzugeben und diese unliebsame Reise „unter vier Augen" anzutreten, aber er wollte nicht so ohne Weiteres klein beigeben und wollte auch noch Zeit gewinnen.

„Vorläufig ist noch nicht daran zu denken," sagte er entschieden. „Der Inspektor hat sich gestern den Fuß verstaucht und wird sich wohl einige Wochen nicht in der Wirthschaft umsehen können. Selbstverständlich kann ich daher jetzt nicht fort vom Gute."

„Mir däucht, daß um diese Zeit des Jahres wenig in der Landwirthschaft zu thun ist," sagte die alte Freifrau, indem sie eine Strähne weißer Taubenwolle auf die vor ihr stehende, zierlich geschnitzte Garnwinde legte und dieselbe abzur[illegible]eln begann.

„Da irrst Du Dich wohl, liebe Mama," entgegnete der Freiherr. „Ein richtiger Landwirth findet zu jeder Jahreszeit etwas auf seinem Grund und Boden zu thun."

Frau Martha warf schmollend die Lippen auf.

„Wenn ich nun aber gerade jetzt reisen möchte!" sagte sie mit der Miene eines verzogenen Kindes, dem man ein Spielzeug verweigert. „Papa kann ja einmal aus Düsseldorf herüberkommen, um nach der Wirthschaft zu sehen."

Leise schnurrend bewegte sich die Garnwinde unter den Händen der alten Dame und während sie den weichen weißen Wollfaden durch ihre aristokratischen Finger gleiten ließ, preßte sie die Lippen auf einander und dachte bei sich: „Es muß mir gelingen, diese Sache abzuwickeln — ich versuche es von einem anderen Ende, wenn es von diesem nicht geht."

Hildas Eintritt unterbrach das Gespräch über die bevorstehende Reise. Der Freiherr blieb den ganzen Abend über verstimmt und seine Gemahlin war auch nicht in der rosigsten Laune. Nur die alte Freifrau und die junge Gesellschafterin waren unbefangen und liebenswürdig, die erstere aus diplomatischen Gründen, letztere in ihrer reizenden Natürlichkeit, die nichts von dem ahnte, was sich hinter den Coulissen abspielte.

Am anderen Tage hatte sich der Himmel ganz in dunkle Wolken gehüllt, die es noch zweifelhaft sein ließen, ob man des Schnees oder des Regens gewärtig zu sein hatte. Ein scharfer Wind fuhr von Zeit zu Zeit durch die blätterlosen Bäume und jagte die dürren Weinranken auseinander, die an der Südseite des Hauses am Gemäuer emporkrochen und bis an die Fenster des zweiten Stocks langten.

Es war die Stunde, um die Hilda die alte Freifrau auf ihrem Spaziergange zu begleiten pflegte. Sie kam eben in ihrem warmen, mit einfachem Pelzwerk verzierten Tuchkleide aus ihrem Zimmer, schlang ein blaßblaues Chenilletuch um ihren Kopf, das sie des starken Windes wegen an Stelle des Hutes gewählt hatte, und klopfte an die Zimmerthür der alten Dame. Die Kammerjungfer derselben öffnete und theilte ihr mit, daß ihre Gebieterin heute wegen eines heftigen Schnupfens nicht an die Luft gehen wolle. Sie ließe auch Fräulein Hertel rathen, bei dem stürmischen Wetter lieber im Zimmer zu bleiben und den Spaziergang für heute aufzugeben. Aber Hilda erklärte lachend, sie sei an jedes Wetter gewöhnt und wolle immerhin ein halbes Stündchen frische Luft schöpfen.

Leichtfüßig eilte sie die Treppe hinunter und bald konnte man vom Hause aus ihre zierliche Gestalt in der Kastanienallee sehen, die auf die Landstraße führte. Es wehte draußen recht heftig und das junge Mädchen mußte mühsam mit dem Winde kämpfen, um vorwärts zu kommen. Sie ging gern die Landstraße hinunter, denn sie hatte dabei immer das Gefühl, als ob die Außenwelt, von der sie auf dem Gutshofe ganz getrennt war, näher an sie heranträte und als ob die Fahrstraße direkt nach der Stadt führe, in der sie ihre glückliche, goldene Jugend verlebt hatte. Außerdem aber bog von derselben ein Weg nach Waltendorf, dem Lingenschen Gute, ab und man konnte, wenn man diesen Weg eine Strecke verfolgte, das Dach des Herrenhauses über den Wipfeln der Bäume erblicken.

In letzter Zeit war Hilda dort fast nie allein gegangen und sie hatte lange nicht den Gedanken nachhängen können, die das Betreten des Lingenschen Grund und Bodens in ihr stets wachrief. Heute nun war es zu stürmisch auf der offenen Landstraße und mit einem Seufzer schritt Hilda quer über dieselbe nach dem nahen Gehölz, das ihr Schutz vor dem Winde bot.

Ein Gefühl unsäglicher Verlassenheit überkam sie plötzlich, als sie auf dem schmalen Waldwege über den halb gefrorenen, mit todten Blättern und grauem Moose bedeckten Boden dahinschritt, während über ihrem Haupte die vom Winde bewegten Baumwipfel unheimlich rauschten und von Zeit zu Zeit eiskalte, mit Schnee vermischte Tropfen herabschüttelten. Sie gedachte der fernen Schwester, mit deren Gesundheit es in diesem Winter schlechter als sonst gegangen war und von der sie in den letzten Tagen vergeblich Nachricht erwartet hatte.

Die wenigen Wochen, die sie nach ihrer Abreise aus Montreux im Dalwigschen Hause verbracht, waren keine angenehmen für sie gewesen. Zwar hatte ihr die Schwester wie immer ein Herz voll Liebe entgegengebracht und war Tante Julie mütterlich um sie besorgt gewesen, aber es war den Verwandten nicht recht, daß sie aus freiem Antriebe ihre Stelle bei der Familie Rechenberg aufgegeben und ganz ohne sich vorher mit den Ihrigen zu berathen, eine neue angenommen hatte. Daß sie in das Haus des Freiherrn von Nottinghausen kommen sollte, war Gerta Dalwig vollends sehr unlieb gewesen. Sie hatte auch versucht, Hilda abzureden und sie zu bewegen, die Sache rückgängig zu machen, aber ihre Bemühungen waren an dem festen Sinn des jungen Mädchens gescheitert. Das Leben im Dalwigschen Hause war kein erquickliches; die Majorin war bedeutend gealtert, seit sie ein Mitglied desselben war, und ihr Gesicht hatte einen müden, schmerzlichen Ausdruck angenommen. Gerta war fast beständig unwohl und ihr Gatte — nun, der überließ seine Frau der Pflege und Gesellschaft ihrer Tante und wußte sich Zerstreuung und Unterhaltung außer dem Hause zu schaffen, die ihn bald so sehr in Anspruch nahmen, daß er in seinem Heim kaum mehr als ein Gast war. Gegen Hilda hatte er nach wie vor eine unangenehme Art gehabt und sie entweder sehr kühl behandelt, oder aber einen Ton gegen sie angenommen, der ihr das Blut in die Wangen trieb und ihre Augen zornig aufleuchten ließ. Mit Dalwig unter einem Dache zu leben, wäre ihr ganz unerträglich gewesen, und deshalb konnte sie den Bitten der Schwester, die sie gern bei sich behalten hätte, nicht willfahren.

(Fortsetzung folgt.)

— **Nette Zoologie.** Lehrer: In welche Familie gehört der Hund? Schüler: In unsere!

— **Grob.** Mutter: Wie konnten Sie es wagen, mein Herr, meine Tochter gestern Abend in dem dunklen Garten zu küssen? Herr: Ja, jetzt, wo ich sie bei Tage gesehen, wundere ich mich selbst darüber.

Für die Küche.

Sauerkohlsalat mit Aepfeln. Frischer Sauerkohl wird gewaschen, gut ausgedrückt, sehr fein geschnitten und mit feinem Oel, Essig und Pfeffer sehr gut vermischt, worauf man zwei geschälte, fein geriebene Aepfel darunter mengt.

Reismehlspeise. In ½ Pint kalter Milch werden 7 Unzen Reismehl glatt verrührt, dies wird in 1 Pint kochende Milch geschüttet, 2½ Unzen Butter dazu gefügt und die Masse unter beständigem Rühren gekocht, bis sie sich vom Gefäß löst. 2½ Unzen Butter werden nun in einer Reibesatte zu Sahne gerührt, dazu giebt man nach und nach sechs Eigelb, 4—5 Unzen feinen Zucker, den abgelösten Reismehlbrei, die abgeriebene Schale einer Citrone, eine Unze feingehacktes Citronat, eine Kleinigkeit Salz und den Schnee der sechs Eiweiße, füllt die Masse schichtweise in eine gut mit Butter ausgestrichene und mit geriebener Semmel bestreute Puddingsform, indem auf je eine Schicht Teich immer eine Schicht bitterer, sogenannter Suppenmakronen kommt, und kocht den Pudding zwei und eine halbe Stunde im Wasserbade. Dazu wird eine Weinschaumsauce gereicht.

Frucht-Salat. Apfelsinen werden sorgfältig geschält, in Viertel getheilt, entkernt und mit in feine Scheiben geschnittener Ananas vermengt. Dann werden ein oder zwei Bananen in feine Streifen zerlegt und mit einigen eingemachten Pflaumen, Kirschen, Reineclauden oder anderen Früchten, die gerade zur Hand sind, hinzugefügt, worauf das Ganze mit etwas Apfelsinen- und Ananassaft vermischt wird. Der Salat wird nach Belieben und Geschmack mit Zucker gesüßt und muß dann gut durchziehen, ehe er mit Schlagsahne servirt wird.

Braunschweiger Napfkuchen. Zu Braunschweiger Napfkuchen werden ¾ Pfund Butter schaumig gerührt und nach und nach mit 5 ganzen Eiern, 5 Eigelben, 5 Unzen Zucker, 3 Unzen gehackten Mandeln, 2½ Unzen Citronat, 5 Unzen Rosinen, 5 Unzen Korinthen, 1¼ Pfund lauwarmem Mehl, einem Prieschen Salz und schließlich 1 Tasse in lauer Milch aufgelöster Hefe vermischt. Dann wird der Teig in die mit Butter ausgestrichene Form gefüllt, langsam gehen gelassen und bei mäßiger Hitze gebacken (1 Stunde).

Krustirter Kalbs- oder Rinderbraten (Reste-Verwendung). Der Braten wird in gleichmäßige Scheiben geschnitten und jede Scheibe mit folgender Farce bestrichen: Ein gewässerter Hering wird geputzt und ganz fein gewiegt, mit einem nußgroßen Stückchen Butter, etwas feingeriebener Zwiebel, einem feingeriebenem Apfel, etwas geriebenem Schwarzbrot, einem oder zwei Eiern, Salz und Pfeffer gut vermischt. Die bestrichenen Scheiben beträufelt man mit geschmolzener Butter, streut geriebenen Parmesankäse und geriebene Semmel darüber und legt sie auf ein Backblech, welches man zum Backen in den Ofen schiebt. Die Schnitte müssen goldbraun aussehen.

Gefüllte Kalbsbrust. — Man nimmt eine Kalbsbrust, die etwas geklopft und dann gut mit Salz eingerieben und mit etwas Citronensaft bestrichen wird, und durchzieht nun die Innenseiten dicht bei dicht mit feinen Speckschnitzelchen. Dann thut man eine Kelle voll fein gehackten Rindfleisches mit ebensoviel Schweine- und Hammelfleisch zusammen, giebt etwas Wildfleisch und ein Stück gut geräucherten Schinken, das ebenfalls klein geschnitten wurde, dazu, und verarbeitet dieses mit einigen Kapern, einem rohen Ei und zwei gehackten Zwiebeln, sowie Pfeffer und Salz und zwei Löffeln Reibbrot zu einer feinen schmiegsamen Masse, mit der die Innenseite der Kalbsbrust bestrichen wird. Sie wird nun gut zusammengerollt und mit einer weißen, sauberen starken Schnur festgebunden. In einen Kochtopf thut man alsdann eine Kelle Butter und läßt diese heiß schäumen, legt danach die gerollte Kalbsbrust hinein und läßt sie sich ringsum anbräunen. Dann giebt man allmählich abwechselnd je einen Löffel heißes Wasser und einen Löffel saure Sahne daran, bis man ein Quart Wasser und ein Quart Sahne aufgeschöpft hat, was ungefähr eine halbe Stunde dauert, und läßt die gefüllte Kalbsbrust zwei Stunden braten. Um dann noch eine pitfeine Sauce zu bekommen, thut man vor dem Fertigwerden des Bratens noch wieder löffelweise ein Quart Sahne zu und läßt damit den Bratensatz gut abkochen.

Risotto. Man hackt mehrere Zwiebeln fein und schwitzt dieselben in Butter weich, sie dürfen jedoch nicht gelb werden. Dann wäscht man das bestimmte Quantum Karolinareis kalt ab, giebt es in die Butter und rührt den Reis in dem Gemisch so lange um, bis er trocken ist. Dann wird Bouillon oder Wasser mit Liebig's Fleischextrakt angegossen, der Reis noch etwa eine halbe Stunde lang gekocht und mit Tomatenbrei ganz bedeckt zur Tafel gegeben. Selbstredend kann der Tomatenbrei auch aus Büchsen genommen sein; man hat den Inhalt der Büchse nur mit Butter und geriebener Zwiebel nebst etwas Salz und Pfeffer durchzudünsten, um ihn dann genau so wie frisch zubereitete Tomaten anwenden zu können.